

Der Tod aus christlicher Sicht

Christian Wagnsonner



1. Der Tod aller Menschen

Die Christen erwarten am Ende ihres Lebens den Tod wie alle Menschen, auch ihr Verhältnis zu ihm ist im Grunde kein anderes: Sie fürchten den Tod (den eigenen und den Tod nahestehender Menschen), sie wissen nicht, was danach sein wird, sie trauern um Verstorbene, manche lehnen sich gegen den Tod und das Sterben auf, manche verdrängen ihn mit oder ohne Erfolg, alle leben im Bewusstsein dieser Vergänglichkeit des Lebens.

Auch Jesus selbst hat dieses Schicksal mit allen Menschen geteilt: Er schwitzt Blut am Ölberg, er bittet, dass er (jetzt) nicht sterben muss, er weint um seinen Freund Lazarus, und er stirbt.

2. Kein Wissen über den Tod und was danach ist

Christen haben kein Sonderwissen – weder darüber, was im Tod geschieht noch was danach sein wird. Die vielen Aussagen über das Schicksal der Toten, die Auferstehung, den Himmel und das ewige Leben u.s.f. sind Ausdruck der christlichen Hoffnung über den Tod hinaus. Diese Hoffnung ist allerdings in der Wirklichkeit begründet und darf

nicht mit einer Strategie gegen Todesangst oder psychologischer Auferbauung der Angehörigen verwechselt werden: Nicht weil der Tod schrecklich ist und der Glaube diesen Schrecken entschärfen kann oder weil es für die Lebenden angenehmer und ohne jedes Risiko ist, an ein Weiterleben zu glauben als an ein völliges Ende (denn in diesem Fall ist eh alles aus), hoffen die Christen auf ein Leben über den Tod hinaus. Ein derartiger „Glaube“ wäre völlig willkürlich, nicht verantwortbar, hätte im Grunde keine Überzeugungskraft. Auch bei Menschen, die leicht glauben, die nach einem Strick suchen, an dem sie sich anhalten können, wird dieser Glaube entweder nicht sehr dauerhaft sein oder den wahren Gehalt christlicher Hoffnung verdecken. Gerade wenn Menschen mit dem Tod konfrontiert sind (Tod geliebter Menschen, Krankheit, Todesgefahr), spüren sie die Hohlheit von Phrasen wie: „Dein Kind ist eh im Himmel“ oder „Mach dir nichts draus, wenn du stirbst, nachher geht’s dir besser“. Eine innere Entfremdung vom so erlebten christlichen Auferstehungsglauben ist nicht selten die Folge.

3. Das unbekanntes Leben

Die Menschen wüssten mehr über den Tod, wenn sie mehr über das Leben wüssten. Wenn gefragt wird, wie ein Leben nach dem Tod aussieht und ob es überhaupt eines gibt, wird meist davon ausgegangen, dass wir das Leben kennen und wissen, was es bedeutet in der Zeit und in der Welt zu sein – als wir selbst, uns unserer selbst und unseres Seins gemeinsam mit anderen bewusst. Wir wissen es nicht, wenn wir nur radikal genug danach fragen würden.

Wir nehmen zwar wahr, dass der Körper eines Verstorbenen im Lauf der Zeit zerstört wird, wir

können aber nicht sagen, was mit dem ist, was ihn zu ihm selbst, zu einem denkenden, fühlenden etc. Menschen gemacht hat, weil dieses „Selbst“ wissenschaftlich im Grunde nicht aufzuhellen ist.

So wird die Frage nach dem Tod in letzter Instanz zur Frage nach dem Leben, nach dem Kern dessen, was menschliches Leben ausmacht. Mehr noch: Die Erfahrung des Todes öffnet nicht selten die Augen für die Frage nach dem Leben. Oft wird erst nach dem Tod bewusst, wer der Verstorbene war, wie viel er anderen bedeutet hat und was es bedeutete, dass er da war und jetzt nicht mehr da ist.

Christen wissen auch keine endgültigen Antworten auf die Frage nach dem, was Leben ist und woher es kommt. Aber – und hier setzt das christliche Verständnis von Leben, Tod und Auferstehung an: Sie erfahren das Leben nicht als selbstverständlich, zufällig und „halt faktisch vorhanden“, sondern sie erfahren Leben als etwas, das jemand gibt. Dass sie in der Welt und in der Zeit sind, ist nicht Faktum, sondern Fülle und Schönheit, die Sein, Bewusstsein, Miteinandersein und Freiheit erst ermöglicht. Nicht von ungefähr beginnt die Bibel mit dem Bericht von der Erschaffung einer guten Schöpfung und des Menschen als deren Hüter. Freilich bedarf es einer langen Geschichte der Begegnung zwischen Gott und Mensch, in der die Menschen mit dieser Fülle, ihrer Freiheit und dem Missbrauch dieser Freiheit von Beginn an umgehen lernen.

In seiner „Pädagogik der Freiheit“ für die Menschen wählt Gott den Weg über eine konkrete Gruppe, ein Volk – nämlich Israel –, das durch sein Handeln und seine Gesellschaftsordnung („Gesetz“) für alle aufzeigen soll, wie die Antwort auf die liebende Zuwendung Gottes zu allen Menschen aussehen kann.

In Jesus sehen die Christen sowohl die Vollen- dung der Antwort der Menschen auf diese Zuwen- dung, die in Freiheit sein lässt, als auch (gerade darin) die deutlichste Offenbarung dieser Fülle selbst. So ist Jesus Mensch im Vollsinn und zugleich Sohn Gottes: Wer Gott für die Menschen ist, wird nach Ansicht der Christen nirgendwo so deutlich als bei Jesus.

Mit vielen seiner jüdischen Zeitgenossen teilt Jesus die Hoffnung, dass Gott die Menschen auch im Tod nicht im Stich lässt. Jesus hält diese Gewissheit auch

in Todesangst und im Sterben durch und versteht seinen Tod im bedingungslosen Vertrauen auf Gott als freiwillige Hingabe, als Weg der Heilung und Versöhnung für alle Menschen. Nach dem Tod Jesu erfahren die Jünger, dass Gott das Vertrauen Jesu bestätigt hat: Jesus ist wirklich auferweckt worden und lebt leibhaftig unter ihnen.

4. Begründete Hoffnung

Seit dieser Zeit glauben die Christen,

- dass Jesus von den Toten auferweckt worden ist;
- dass er mit seinem Tod den Schuldzusammenhang aufgebrochen hat, in die alle Menschen gestellt waren, und dass er ihnen dadurch den Weg zum Leben mit Gott eröffnet hat;
- dass am Ende der Zeit Tote wie Lebende auf- erweckt und vor dem Gericht Gottes (=vor Gott selbst) stehen werden.

In der Nachfolge Jesu und seiner Gewissheit in der Hoffnung sind sie, wie der Apostel Paulus von sich sagt: „gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8, 39)

Christlicher Glaube an die Auferstehung bedeutet nicht, dass man irgend etwas für wahr hält, was man leider nicht wissenschaftlich belegen kann (z. B. dass ein Jesus von Nazareth vor fast 2000 Jahren gestorben ist und dann doch wieder gelebt hat), sondern christlicher Glaube ist Festigkeit in der Hoff- nung darauf, dass ich/wir selbst heil und ganz sein werden und uns jenes Leben in Fülle geschenkt wird, das Jesus angekündigt („das Reich Gottes ist nahe“ Mk 1,15) und vorgelebt hat (Heilungen, Wunder). Dass Glaube kein Wissen ist, ist kein Mangel: Was hier erhofft wird, kann durch Wissen gar nicht ein- geholt werden, weil es nicht einen verifizierbaren Teil des menschlichen Lebens betrifft, sondern den Men- schen selbst in seiner Mitte und seiner Ganzheit. Der Glaube ist auch nicht willkürlich in dem Sinn, dass man lieber das Erfreulichere erwarten will, sondern er ist begründet: in der Schönheit und Gutheit der

Schöpfung Gottes, die trotz Schuldverstrickung, Leid und Begrenztheit der menschlichen Erkenntnis wahrnehmbar geblieben ist, in der durch nichts auszurottenden Hoffnung aller Menschen auf Heilung, in der Zusage Jesu von der Nähe Gottes und in der Bestätigung Jesu als des Sohns Gottes in der Auferstehung.

5. Hoffnungsbilder

Bereits die Bibel gibt in zahlreichen Bildern ihrer Hoffnung auf ein Leben über den Tod hinaus Ausdruck.

Die Zurückhaltung des Alten Testaments in der Frage eines Lebens nach dem Tod dürfte damit zusammenhängen, dass man sich von den Religionen der Nachbarvölker (z. B. Ägypten) absetzen wollte, in denen durch die Vertröstung auf eine jenseitige Welt ungerechte gesellschaftliche Verhältnisse verschleiert wurden. Israel und seinen Propheten ging es immer um diese Welt, um eine Gesellschaftsordnung Jahwes, in der es eigentlich keine Armen geben sollte (vgl. Dtn 15, 4). In einigen Texten findet sich der Hinweis auf die Unterwelt (Scheol), in der die Toten – alle Toten – ein freudloses Dasein fristen (vgl. etwa Koh 9,3f; Ij 10,20-22; Ps 6,6). Dass das aber nicht das letzte Wort über den Tod sein kann, zeigen die zahlreichen Stellen besonders in Gebeten, in denen der Beter seiner Überzeugung darüber Ausdruck verleiht, dass Gott ihn auch in der Unterwelt bzw. über den Tod hinaus nicht im Stich lässt (vgl. Ps 16,10; 49,16; 139,8)

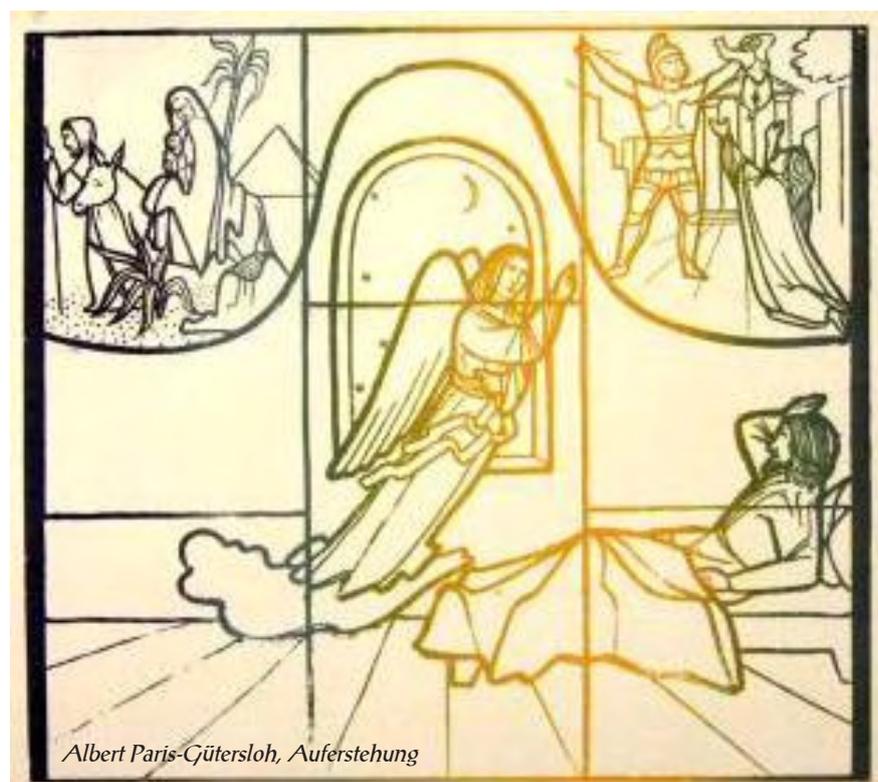
Jesus und die frühen Christen verwenden selbst Bilder der kommenden Endzeit, um auf den Ernst der Lage hinzuweisen und zur Wachsamkeit zu mahnen (z. B. Mk 13, Rede vom Weltgericht Mt 25, 31-46). Die Mahnungen und Warnungen bleiben aber immer eingebettet in die Botschaft, dass Gott alle Menschen liebt und sie retten will und Christus für alle gestorben ist, Gute wie Böse, Juden wie Hei-

den. Nicht die Furcht vor einem Weltgericht motiviert zum Christsein, sondern das neue Leben hier und jetzt, an dem die Christen mit der Taufe Anteil bekommen und das sie zum Guten befreit (besonders eindringlich Röm 6f).

Die Hinweise auf Lohn und Strafe nach dem Tod – die sich vor allem in den Evangelien finden – sollen nicht auf ein anderes Leben vertrösten, sondern zeigen, dass es auf das Verhalten hier und jetzt ankommt. Die Geschichte dieses Lebens, die zur Persönlichkeit eines jeden gehört, wird nicht einfach ausgelöscht. Sie wird in verwandelter Form zum neuen Leben des Auferstandenen gehören, vielleicht noch immer als Last, vielleicht geheilt oder vollendet.

Die ersten Christen dachten, das Ende der Welt und das Wiederkommen Christi stehe unmittelbar bevor (vgl. Lk 9,27; Mk 13, 30, 1 Kor 15,51 u. ö.). Als es ausblieb, als viele Christen starben, ohne die Wiederkunft erlebt zu haben, verloren die Bilder von der Endzeit zunehmend an Bedeutung. Man begann sich jetzt zu fragen, was mit den Toten unmittelbar nach dem Tod und vor dem Ende der Welt geschieht.

Das Problem bei dieser Frage ist, dass wir nicht wissen, in welchem Sinn es nach dem Tod überhaupt noch Zeit gibt. Auch das Ende der Zeit ist kein Ereignis in der Zeit, sondern eben deren Ende und Vollendung.



Albert Paris-Gütersloh, Auferstehung

Da aber auch die Christen nicht unter den Vorzeichen der Ewigkeit denken können, entwickelten sie später Hilfskonstruktionen von dieser „Zwischenzeit“ wie auch vom Leben nach der Auferstehung der Toten: Nach ihnen sind von den Seelen der Verstorbenen manche bei Gott („Himmel“), manche in einem Ort oder Zustand der Gottferne („Hölle“) und manche müssen noch „geläutert“ werden, bevor sie bei Gott sein können oder dürfen („Reinigungsort“, „Fegefeuer“). Dass man diese Vorstellungen anschaulich ausgeschmückt hat (Himmelstor, Höllenfeuer, System von Unterteufeln etc., Engel auf Wolken), ist durchaus menschlich (Angst, Sehnsucht, Neugierde, pädagogische Methoden), war aber nicht unbedingt immer hilfreich. Als man in der frühen Neuzeit die Furcht der Menschen vor den Schrecken des Fegefeuers bei der Geldbeschaffung für kirchliche Bauten in großem Ausmaß missbrauchte, hat das zu berechtigter Kritik nicht nur an der Geldbeschaffung geführt, sondern auch ein neues Nachdenken über die *Bilder* von einem Leben nach dem Tod ausgelöst. Insbesondere die Kritik am Ablasshandel war einer der Auslöser der Reformationsbewegung im 16. Jahrhundert.

Die ausgeprägten traditionellen Bilder dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir nicht nur nicht wissen, was die Menschen nach dem Tod wirklich erwartet. Wir wissen natürlich auch nicht, wer Gott nahe sein wird und wer an der Gottferne leiden wird, wer noch geprüft und geläutert werden muss und wie „lange“. Manche Theologen rechnen sogar mit der Möglichkeit, dass die Barmherzigkeit Gottes mit den Menschen vielleicht so groß sein wird, dass am Ende alle gerettet werden.

Die für das Leben der Christen bedeutsamsten Zeichen für Tod und Auferstehung sind die Sakramente. In zeichenhaften Handlungen machen sie Tod und Auferstehung Jesu gegenwärtig und verweisen zugleich auf das Ende der Zeit und die Vollendung mit Christus. In diesen Zeichen ereignet sich wirklich die Begegnung zwischen Gott und Mensch: Handeln Gottes in der Geschichte und Antwort des Menschen. So ist die Handlung des Untertauchens Zeichen und Wirklichkeit von Tod und Auferstehung in dreifacher Hinsicht: Erinnerung an Tod und Auferstehung Jesu (Vergangenheit für die Gegenwart), Tod des alten sündigen Menschen und Auferstehung zum neuen Leben als Christ (Gegenwart des Getauf-

ten), sowie Vor-Ereignis der Auferstehung am Ende der Zeit (Zukunft).

6. Ausgewählte ethische Aspekte des christlichen Todesverständnisses

a. Töten und Selbsttötung

Das von Gott gegebene Leben jedes Menschen ist so wertvoll, dass dessen absichtliche Vernichtung verboten ist – außer es handelt sich um Notwehr oder Nothilfe. Auch Selbstmord widerspricht dem christlichen Verständnis vom Leben als Geschenk Gottes, über das nur Gott allein Verfügungsrecht hat. Es wäre allerdings unsinnig und auch unchristlich, jeden Selbstmord als Verbrechen gegen Gott anzusehen. In den meisten Fällen ist Selbstmord Ausdruck (oder sogar Hilferuf in) einer Not, in der es keinen Ausweg mehr zu geben scheint, oft auch von Leere oder Einsamkeit, in die ein Mensch gestoßen fühlt. Ganz selten kann Selbstmord auch die Folge einer starken ideologischen Verengung von Denken und Fühlen sein. Dass Selbstmord in jedem Fall ein schwerer Fehler wäre, ist aus christlicher Sicht unbestritten. Verurteilungen helfen allerdings wenig und werden der Notlage nicht gerecht, in der sich diese Menschen befinden. Vielmehr geht es darum, ihnen wieder Lebensperspektiven zu eröffnen.

b. Tod aus religiösen Gründen

Auch kein religiöser Grund kann Mord oder Selbstmord rechtfertigen. So darf man weder einen anderen töten, um ein religiöses Vergehen zu bestrafen, noch ihm zu einem besseren Leben im Jenseits verhelfen noch sich selbst töten, um in den Genuss der Freuden des Himmels zu gelangen oder sich vor weiteren Sünden zu bewahren. Es ist auch nicht erlaubt, den eigenen Tod oder den Tod anderer bei einer gewaltsamen Ausbreitung des Christentums in Kauf zu nehmen.

Es gibt allerdings eine Form des Todes, die im Christentum besonders hohe Wertschätzung genießt: der Tod der Märtyrer. Märtyrer („Blutzeuge“) wird, wer von anderen getötet wird, ohne selbst Gewalt angewendet zu haben, weil er Gott und den Grundsätzen des christlichen Glaubens treu geblieben ist.

Auch Märtyrer ließen und lassen sich nicht töten, weil sie sterben wollen, sondern sie *werden* – natürlich gegen ihren Willen – getötet, weil sie ihren Glauben nicht aufzugeben bereit sind.

c. Christliche Soldaten und der Tod im Einsatz?

Für die meisten christlichen Gemeinschaften ist der Dienst des Soldaten ein notwendiger Dienst an der Freiheit und Sicherheit seiner Mitbürger. Seine Bereitschaft, in diesem Dienst im Ernstfall auch Gesundheit und Leben aufs Spiel zu setzen, macht die besondere ethisch-moralische Qualität dieses Dienstes aus.

Nicht alle der frühen Christen teilten diese Einschätzung: Als Soldaten vor allem als Handlanger des christenfeindlichen römischen Staates gesehen wurden (Zeit der Christenverfolgungen), konnten sich viele Christen nicht vorstellen, dass sich Christsein und Soldatsein vereinbaren lässt. Erst als das Christentum staatlich zugelassen und schließlich sogar Staatsreligion wurde, setzte sich die Überzeugung durch, dass auch Soldaten gute Christen sein kön-

nen, wenn sie im Auftrag einer legitimen Autorität für eine gerechte Sache kämpfen und dabei eine Anzahl an Regeln zur Gewaltbegrenzung befolgen. Selbst wenn sie dabei im Gefecht Gegner töten, so handeln sie nicht gegen die Gebote der christlichen Nächstenliebe, sondern in ihrem Sinn.

Die vielleicht größte Herausforderung für Soldaten in Kampfeinsätzen ist der Umgang mit dem Tod: mit dem Tod von Kameraden, mit Todesgefahr und der Erfahrung, getötet zu haben. Freunde und Kameraden, ein verständnisvoller Vorgesetzter, psychologische und seelsorgliche Begleitung können sie durch ihr Dasein und ihr Mitfühlen behutsam trösten ihnen bei der Auseinandersetzung mit Sterben und Tod zur Seite stehen. Sie können aber nicht Tote wieder lebendig machen noch über das Leben nach dem Tod aufklären noch ihnen die Trauer und die Angst vor der Endgültigkeit und der Ungewissheit des Todes nehmen.

Mag. Christian Wagnsonner ist Mitarbeiter am Institut für Religion und Frieden beim Katholischen Militärbischofsamt, Wien

